

11)

## Zus und Recht.

Roman von Fred W. Garbt.

„Es kommt noch viel schöner. Dann habe ich durch unseren Klubpräsidenten bei ihm einen Vergleichsvorschlag machen lassen, er möge ihm gegenüber den Ausdruck Frechheit zurücknehmen, ich würde mich dann verziehen lassen. Unbegreiflicherweise war ihm das immerhin in einer Unterredung zwischen Gentlemen nicht recht gebräuchliche Wort „Frechheit“ aus dem Gedächtnis geschwunden. Da blieb mir nicht viel anders übrig, ich mußte mit gröberem Geschick kommen. Ich bat meinen alten Freund, den Obersleutnant von Sturzbach, ihm eine Pistolenforderung zu überbringen, die er prompt ablehnte und mit einer Anzeige wegen Herausforderung zum Zweikampf beantwortete.“

„Ganz köstlich, überaus wichtig“, schmunzelte Senkel.

„Warten Sie nur, jetzt kommt der Epilog: „Ich wurde auf Grund dieser Anzeige verhaftet wegen Fluchtverdachts. Ich, der bis dato noch angestellter Assessor, der jahrelang in Dresden gelebt hatte, war auf einmal fluchtverdächtig. Diese tragikomische Verhaftung wurde allerdings aufgehoben gegen Hinterlegung einer Kaution in der fabelhaften Höhe von zweitausend Mark.“

„Das ist eigentlich eine Beleidigung“, lachte Karl Senkel, „eine Kaution von zweitausend Mark, das ist kreditgefährdend.“

„Dann habe ich meine drei Monate Königstein abgesehen und so endete der Froschmäusekrieg und meine glorreiche Laufbahn als königlich sächsischer Staatsbeamter.“

„Sie sollten dem Manne noch nachträglich dankbar sein, daß er Sie aus einer Karriere herausgebracht hat, zu der Sie sich doch nicht eigneten. Ich muß Ihnen offen gestehen, lieber Werner, Sie kamen mir als Ministerialbeamter und als Staatsanwalt sehr komisch vor, als ob Sie einen schlecht sitzenden Rock anhätten. Nein, nein, zum Beamten eigneten Sie sich wirklich nicht.“

„Das habe ich selbst empfunden. Ich möchte sagen, im Anfang, als ganz junger Referendar, interessierte ich mich für meine Tätigkeit. Es war etwas Neues. Aber schon damals fühlte ich einen Gegensatz zwischen mir und meinen Kollegen und Vorgesetzten. Ich verstand durchaus nicht, warum ich auf Grund der Tatsache, daß ich einige Stunden am Tage auf dem Gericht juristische Arbeiten erledigte, meine Denkart umkrepeln, meine Lebensführung ändern sollte. Da hieß es immer: „Das können Sie als Beamter nicht tun — als Beamter geht das nicht“. Diese Logik habe ich nie verstanden. Ich habe immer gemeint, und glaube es auch heute, daß das was ich als anständig halte, auch als Nichtjämur für mich im Talare gelten müßte. Ich habe nie mein Leben einteilen können in eine Beamtenexistenz und in ein privates Leben. — Ja, ich glaube auch, daß es gar nicht dieses tragikomischen Renkontres bedurft hätte, um mich loszulösen. Es hatte sich viel Innerliches angesammelt, was mich aus dieser Laufbahn gedrängt hätte. Die Sache hat aber einen tieferen, betrüblicheren Hintergrund“ — fuhr er ernster fort. — „Wenn Leute, die keine Kultur haben, durch Spezialkenntnisse, meinetwegen auch durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit und sonstige bürgerliche Tugenden eine Stellung erreicht haben, die ihnen Einfluß auf andere gibt, wirken sie immer schädlich. Die von ihnen Abhängigen wittern die Unkultur und werden, wenn sie sich fügen müssen, Geuchler, da die innere Achtung fehlt. Und das ist wohl das schlimmste, wozu sich ein Mann hergeben kann. Sehen Sie, der Oberstaatsanwalt wurde nur deshalb so fleghaft, da es ihm noch nicht vorgekommen war, daß ein jüngerer Beamter den Anspruch erhob, von ihm anständig behandelt zu werden. Er hatte sich schon tolle Sachen geleistet, Kleinliche, häßliche Vorgeleien, die weh taten und bei den Berlehten Geschwüre der Verbitterung hervorriefen. Aber es waren immer Assessoren und jüngere Staatsanwälte gewesen, die Karriere machen wollten und noch von der Beurteilung des Chefs abhängig waren und so die Impertinenzen dieses Menschen einstecken mußten oder gehen. Und das haben wohl die wenigsten gewollt, vielleicht haben sie es auch nicht gekonnt. — Ich besinne mich noch deutlich auf einen Vormittag,

an dem ein Assessor, mit dem ich damals in demselben Zimmer arbeitete, mit Tränen in den Augen mir sein Herz ausschüttete: es war ein armer Teufel, der schon als Referendar seine Jugendliebe geheiratet hatte. Seine Frau war kränzlich. Eines Morgens mußte der Arzt geholt werden. Der Assessor kam eine halbe Stunde zu spät auf das Gericht. Der Oberstaatsanwalt, der sich nicht schämte, öfters nach acht Uhr auf dem Gange zu patronisieren, wie ein Feldwebel auf dem Kasernenhof, stellte ihn zur Rede. Der Assessor erklärte ihm, weshalb er diesen Morgen sich verspätet habe, und da gab dieser ihm zur Antwort: „Da hätten Sie eben nicht heiraten sollen!“ Diese Roheit charakterisiert den ganzen Menschen. Und daß der Assessor, ich will sagen, aus Vernunftgründen das einstecken mußte, erzeugte bei ihm einen Groll, eine Erbitterung, die er nie wieder aus den Knochen bringen wird, und die sich bei ihm, wie bei vielen anderen Beamten, nur mit der Maske der Heuchelei verdeckt. — Der Staat sollte von seinen Beamten neben ihrem Können noch ganz andere Qualitäten verlangen, Menschen sollen sie sein, nicht Wissensgefäße.“

Den kommenden Sonntag besuchte Frank Werner seine Mutter in Leipzig.

Nach dem Tode des Vaters war die alte Frau in Leipzig geblieben, in der Stadt, mit der sie durch Jahre ihres Lebens verbunden war, in demselben Hause, in dem sie mit ihrem Manne dreißig Jahre in stiller Einträchtigkeit gelebt hatte. Und der Sohn besorgte, daß eine Minderung der Lebensführung in diesem Alter, das durch Gewöhnung und Neigung festhaft geworden war, ungünstige Folgen für die Gesundheit und das Gemüt der alten Frau haben könnte; der Verkehr mit den wenigen alten Freundinnen wäre in weitere Ferne gerückt, und das Gefühl des Losgelöstseins würde sich einstellen. Die alte Wohnung hätte aufgegeben werden müssen, die voll liebgewordener Erinnerungen war, und der Garten, an dem sie mit dem Eigensinn des Alters hing.

Und so blieb die Mutter in dem alten Hause in Leipzig und der Sohn gründete sich in Dresden ein eigenes Heim, das seiner breiteren Art mehr entsprach. Doch aus dem Vaterhause nahm er die Erinnerung und den Sinn für das Behagliche mit, was seiner Wohnung Ruhe und Geordnetheit gab, aus der er, vielleicht unbewußt, eine ständige Erfrischung schöpfte. Aber oftmals empfand er schmerzlich das Getrenntsein von der Mutter, die in seinem Leben das Wertvollste war; die Quelle einer uneigennütigen, nichts begehrenden, alles gebenden Liebe, die nie versiegt war, wenn er auch hastig und unbedacht als Kind aus ihr seinen Durst gelöscht, als junger Bursche manch Steinchen hineingeworfen hatte, das das Brunnlein hätte trüben können. Und je älter er wurde, desto tiefer empfand er diese wundertätige Mutterliebe und mit Wehmut dachte er daran, daß dieses Mysterium in dem Herzen einer schon Siebzigjährigen eingeschlossen war.

Die Eltern hatten spät geheiratet und als Frank als erstes Kind geboren wurde, waren sie beide in der Mitte der Dreißig. Die Geburt kostete der Mutter fast das Leben, und sie hatte sich nie vollständig erholt. Beschwerden waren zurückgeblieben, über die sie andere durch ihr lebhaftes Wesen und ihre Beweglichkeit täuschte, die aber mit dem zunehmenden Alter empfindlicher wurden und nun schon seit zwei Jahren den Körper so morsch und gebrechlich machten, daß nur ein gleichförmiges stilles Leben und sorgsame Pflege und Aufmerksamkeit den Verfall aufhalten konnten. Sie waren dreißig Jahre Hand in Hand mit gegenseitigem Vertrauen durch das Leben gegangen; der Vater baute langsam und beharrlich sein bürgerliches Vermögen auf, schüttelte seine kleinen und großen Sorgen vor der Tür seines Hauses ab und die Frau erhielt mit ihrer Herzengüte und Liebenswürdigkeit und ihrem leichten gefälligen Geist eine Frische und Heiterkeit um ihn, daß das Alter sie fast unmerklich überraschte, und fesselte einen Kreis guter Menschen an das Haus, daß sie beide sich harmonisch ergänzten und ein geruhigtes heiteres Leben genossen. Sie erkannten es dankbar an und waren damit zufrieden, ohne nach Klitter oder Buntem die Hände auszustrecken oder Wünsche zu hegen, die über ihr Vermögen hinausleiten.

Dieser Friede und die Heiterkeit der Kinderjahre lag wie der Abglanz eines ruhigen Sommerabends in der Erinnerung von Frank. Das Gefühl des Geborgenseins im Elternhause wurzelte so tief in ihm, daß er immer wieder dorthin zurückkehrte, wenn ihn etwas schmerzte oder enttäuscht hatte. Bei dem Vater fand er ein kräftiges gesundes Wort, das ihn aufrüttelte, und bei der Mutter ein gütiges Zuhören, dem er sich immer wieder mit kindlichem Behagen hingab.

An alles das dachte Frank Werner, als er am Nachmittag nach Leipzig fuhr. Er nahm am Bahnhof einen Wagen, denn er wußte, daß die Mutter voller Ungeduld mit jeder Minute rechnete. — Am Schwanenteich vorbei, von den dichten Baumkronen der Anlagen fast verdeckt, wo er Schlittschuhlaufen gelernt hatte — die Terrasse des Theaters tauchte auf; wie oft hatte er dort in lustiger Gesellschaft gegessen! — Der Wagen bog in die Querstraße ein; vor einem Drechslersladen stand ein alter Mann mit einem Samtkäppchen auf dem Kopf. Als der Wagen vorüberfuhr, sah er auf, erkannte den jungen Herrn und grüßte, indem er mit zittrigen Händen das schwarze Käppchen abnahm. — Lebte der immer noch? Und er grüßte fröhlich wieder. Er sah schon damals genau so alt und wackelig aus, da er als Gymnasiast einen Schirm reparieren ließ oder als Student einen Stod kaufte. Und der alte Köhler hauste immer noch in demselben Laden, der wahrscheinlich auch heute noch Terpentin und Weichselholz roch. — Wir werden alt! Aber er sagte es sich mit dem frohen Bewußtsein, daß dies eigentlich nicht der Fall war. Ein Scherzwort, dessen bitterer Sinn noch nicht empfunden wurde.

Der Wagen hielt. Frank Werner sah hinauf, er wußte, sie würde am Fenster stehen, dort hinter dem vierten Fenster, rechts. Da sah er auch schon ihren Kopf, sie winkte und er schwenkte den Hut, ganz unbekümmert um das Vermundern der Leute, die ob solch sonderlichen Gebarens lächelten.

Er trat ins Haus und sprang die weißlackierte Holztreppe hinauf zum zweiten Stock, immer drei Stufen auf einmal. Die Tür stand offen und schon auf dem Vorfaal umarmte ihn seine Mutter.

„Wenn Du mich nun genug gedrückt hast, Mutter, dann möchte ich mit Verloß, wie die Viselotte sagte, erst einmal ablegen und Euer Liebden gehen ins Zimmer, deroweil es hier kalt ist. — Und nun wollen wir einmal Inspektion halten,“ — rief er fröhlich aus, nachdem er in das Wohnzimmer getreten war und nahm seine alte Mutter, die sich schlank und feingliedrig erhalten hatte, um die Taille und führte sie nach dem Fenster, auf dem noch der Sonnenabglanz lag. — „So, Mutter,“ — und er sah mit unendlicher Liebe in dieses milde Gesicht — „die Augen sind klar und frisch, und das ist die Hauptsache.“

„Und die Runzeln?“

„Ach was, die sehe ich gar nicht!“ Er küßte sie zärtlich und ehrfürchtig auf die Stirne. (Zortf. folgt.)

## Wetter.

Von Christian Kraus.

Es war in der Nacht nach dem Bergmannsfest. Alljährlich mußte jede Inspektion der fiskalischen Gruben des Saarreviers die Belegschaften bewirten. Für die tausende Arbeiter, für ihre Frauen und Kinder gabs Meissuppe mit Fleisch, und Kaffee und Kuchen für die Weiber, Bier und Zigarren für die Männer, Bier, soviel einer nur trinken konnte. Und Lang bis in die späte Nacht. Im Walde rings um den Platz leuchtete der schwere Atem der Lust, in den Heden rajfelte es und zwischen den Bäumen schlängelte sich das Flüstern heiß erregter Menschen. Ein Fest der Trunkenheit. Ich hatte mitgefeiert und lag nun müde und abgesspannt im Bett; meine erregten Sinne ergaben sich dem Schlaf noch nicht.

Draußen in der Straße hoben sich von Zeit zu Zeit die Nachwinde, schleppten mit ihren langen scheuchenden Gewändern vorüber. Kaum hörbar, nur irgendein Papiersegen jagte reißend mit ihnen über das Pflaster. Sonst Stille. Ein Kinderweinen tistete sich von ferne her — und wieder Stille. Ein Betrunkener gröhlt einmal weit dort unten; und immer tinkelt über die Straße her eine Weckuhr. Schwer legten sich meine Gedanken zur Ruhe. Dampf im Halbschlaf höre ich den Trott der Arbeitermassen an unserem Haus vorbei; zur Grube; fast wach werde ich, als mein Vater aus dem Hause geht; er hat nach dem Fest die erste Schicht zu fahren, auf dem Dechenschacht, als Steiger. Er sprach noch etwas mit einer Mutter. Dann entschlief ich wieder. Nicht weit, nicht lange! Plötzlich schrak ich auf: ein Poltern, als werde jemand aus dem Schlafe geweckt, an einem Nachbarhaus. Dann kurze,

rauh aufgestoßene Worte. Eine andere Stimme läßt erschrocken auf. — Was? Um Gotteswillen! Eine Frau kreischt. — Was ist das? Ich sehe mich im Bett auf, lausche. . . .

Da quält sie los, schrikt, heult, pfeift. . . . Die Sirene! — Feuer! Feuer! — Ja, ja, aber wo? — Sie soll in kurzen Stößen die Nummer des Brandreviers angeben, aber sie heult und heult, unanshörlich. Meine Mutter kommt herein, verstört: „Walter, auf der Grube ist etwas passiert, auf Dechen!“ Ich sprang auf, fleidete mich an. Meine beiden Brüder drückten sich an die Mutter.

Sie flohen vor diesem Getöse, das ihnen zuhellte: etwas Entsetzliches! Aber niemand wußte was. Da schrie es auf der Straße: „Der Dechenschacht brennt, schlagende Wetter!“ — Und die Sirene heulte und schrie es nach, ihre Stimme schrillte über die Stadt, rüttelte an den Dächern, gellte in die Fenster. . . ein Teufelsgelächter höhnte dazwischen: „Heraus! Heraus! Du Weib: dein Mann liegt im Schacht verbrannt, verkohlt! Das Wetter schlägt!“ Nur ein Schrei gibt ihr Antwort: „Heraus, Mutter, deine Söhne stürzten in den Brand der Gase — verkohlt! Heraus, Vater! Heraus, unmündige Kinder; heraus, Knaben und Mädchen, heraus! Greife, gebeugte Mütter! Heraus, lebenskräftige Weiber, arbeitgehärtete Männer! Heraus, ihr alle, heraus!“ Und die gellende Stimme sprang von Dach zu Dach, von Fenster zu Fenster, und stürzte von der Stadt nach den Dörfern, im Waldgebirge auf den Höhen, und sie schrie und heulte und die Menschen fuhren tobend auf, und das gellende Geschrei betäubte ihren Sinn. Sie schwiag nicht, die Sirene: sechshundert Männer schlug die Grube, sechshundert Männer liegen verbrannt, verkohlt im Schacht! So gellte es den Menschen in die Ohren, daß verzerrter Wahnsinn sie an den Haaren griff und halbnackt auf die Straße warf.

Und mit einem fürchterlichen Schrei sprang das Geheul in unser Haus: Der Vater! — Die Knaben schrien auf, der Schreck lähmte meine Mutter. . . . Die Sirene schwiag nicht. Sie schrie noch immer, gellte: euer Vater, verbrannt, verkohlt!

Auf der Straße hastete schon das Weinen und Wimmern der Frauen, der Kinder, der Lauffahrt der Männer. Auch meine Mutter wollte nach dem Schacht; ich hielt sie, sie sollte noch bleiben, bis ich nähere Nachricht brächte. Da raste die Feuerwehre vorbei und in all den Aufruhr der Lust dimmelte taub die Warnklingel. Ich sprang auf einen Wagen, jagte den Leuten, mein Vater sei im Schacht. Sie kannten mich und ließen mich mitfahren. Und wir sausten durch die Menge, durch den Jammer der Weiber, der vielen Kinder, durch einen Zug des Entsetzens.

Von einer Hügelhöhe sahen wir im jenseitigen Tal den Schacht liegen, still, unverfehrt. Die weiße Wolke des Maschinenhauses puffte in die Luft und wälzte sich auf den nahen Baumkronen. Aber auf dem abgejäumten Platz liefen die Menschen hin und her, und um den Zaun sammelten sich schon die Scharen, und von aller Straßen und Wegen, über die Felder und Acker an den Talwänden, aus den Wäldern, überall her die Menschen nach dem Schacht. Von allen Dörfern rasselten die Feuerwehrräder, die Sanitätskolonnen durchbrachen im Sturmschritt die wirren Menschenhaufen. . . .

Ich fuhr mit dem Wagen auf den Grubenplatz. Die Behörden waren schon dort, alle Gesichter verzerrt, vor Aufregung und Angst. Man wußte: die Grube brannte nicht, aber alle Mann durch die schlagenden Wetter tot — sechshundert! Ich lief herum, fragte nach meinem Vater; einer schickte mich zum andern, niemand wußte etwas. Man ließ mir und allen die Hoffnung, es könnte sich doch ein Teil gerettet haben, in irgendeinem Stollen. Alle Anordnungen zur Vergung der Opfer waren getroffen, die Behörden eingefahren. Die ersten Toten aus der Erde wurden erwartet.

Da sahen sich die Seilscheiben über dem Schacht in Bewegung, das Drahtseil schwanke, der weiße Dampf pufft aus dem Maschinhaus: im nächsten Augenblick muß die Fördersehale oben sein. Mit den ersten Toten? Alles schweigt in fürchterlicher Spannung. Die Seilscheiben stehen, das Gitter vor dem Förderkorb öffnet sich, entsezte Gesichter blicken uns an: „Hier sind sie, seht nicht her!“ Zwei Männer heben eine Bahre, darauf zwei kohlschwarze Pflöde. . . . Menschenleichen! Ein verkohlter Arm hängt herob.

Man trägt sie in den großen Versammlungsfaal, wo die Einfahrenden heute morgen verlesen wurden. Unkennlich die Gesichter, die Kleider in Fetzen, verkohltes Fleisch, Flecken und Blut. Im Schauder senken sich die Köpfe der Umstehenden. Und alle drückt die Frage nach der Schuld.

Aber draußen vor dem Grubenzaun, da sahen es die Menschen, und ein Klageschrei schoß in die Luft, sprang von Mund zu Mund, und von den Hügeln weinte es zurück, so erbärmlich. . . . Die Weiber rütteln an den Gitterstäben: Laßt mich hinein, mein Mann ist's, mein Mann, geht ihn heraus! — Die Kinder schreien nach ihren Vätern, die Bräute nach ihren Bräutigamen, dazwischen

schellen die Männer laut, und alles geret an dem Zaune und will hinein, und wie wilde Tiere starren sie zwischen den Stäben nach dem Saal. Auf einem der kleinen Kohlenwagen war ich niedergebrosen, weinte in mich hinein: Dein Vater ist tot, und so entsetzt! — Mutter, um Gott, Mutter . . .

Und nun gingen die Förderkörbe herauf, hinunter, immer wieder, und immer brachten sie Tote und Verstümmelte, und jedesmal schrie das Volk draußen vor den Toren, und es schrie so oft, daß ihm zuletzt die Brust schmerzte und keinen Hauch mehr gab. Da standen sie mit aufgerissenen Augen, mit schmerzvollen Zügen und Gebärden und harrten der Stunde, daß sie eingelassen würden, dort die lange Reihe abzugehen: ihre Angehörigen zu suchen, den Vater, den Sohn, den Bruder . . .

Decken wurden gebracht, um die Toten zu betten. Schon war der Saal gefüllt, man mußte sie im Freien hinstellen, einen neben den andern. Und die Sonne brannte auf dies grauenvolle Bild menschlichen Elends und der fürchterlichsten Verwüstung. Ich war die Reihen abgegangen, meinen Vater konnte ich in keinem erkennen, wer sollte da jemand erkennen! Die Tore öffneten sich, die Polizei hielt den Menschenstrom in Ordnung, daß sie an den Reihen der Toten vorbeigehen konnten. Und da schrien sie wieder, als sie die verkohlten Menschenleiber daliegen sahen, und mit Weinen begannen sie das Suchen nach den Angehörigen.

Ich ging noch einmal die Reihen durch; da stand ich vor einem Leichnam: das könnte Vater sein! Mit innerem Entsetzen betrachtete ich den Toten, Neben mir standen Frauen, die eine mit zwei Kinderleichen auf dem Arm — sie mußte sie mitnehmen, es blieb ja niemand im Dorf — und sie mußte den Mann suchen. Eine Bahre voller Toten wurde gerade niedergestellt. Da schrie das Weib auf: Das ist er! und sie schrie so entsetzlich, daß den Menschen die Seelen erstarrten. Ich sah zu ihr hin, sie griff nach einem verkohlten Menschenkörper, nichts war mehr zu erkennen, einige Kleiderstücke hingen herum. An einem Strumpf, den sie kürzlich gestopft, erkannte sie ihren Gatten. Sie ließ die Kinder zur Erde, wollte sich über den Toten werfen, aber der Schauer vor diesem scharfen Geruch des verbrannten Menschenfleisches ließ sie zurückfahren. Hier stockte die Gattenliebe. Was in junger Kraft das Weib umarmt hatte, lag ein Haufen Kohle vor ihr, in nichts unterschieden von einem verbrannten Holzstamm.

In mir fuhr es auf: und das soll deine Mutter erleben? Nein! — Ich durchlief die Reihen der Menschen. Sie ist nicht unter ihnen. Vorn Tor kam ich, da standen die Geistlichen unter der Menge und sprachen dem Jammer Trost und christliche Mahnung zu. Das laute Klagen wurde zum Weinen, bis es sich vor der Reihe drüben wieder aufbäumte zu einem erschütternden Schrei. Meine Mutter wollte daher, auf ihre beiden Knaben gestützt. Ich lief zu ihr, sagte, sie solle nicht nach der Grube gehen, es sei entsetzlich. Die Hoffnung glaubte ich ihr geben zu müssen, Vater könne sich in einen Rebenstollen gerettet haben; die Grube brenne nicht. Sie sah mich fassungslos an: „Ich will meinen Georg!“ Mir schwoh der Gedanke: wahnsinnig? Mit guten Worten überredete ich sie, in dem nahen Hause eines uns bekannten Steigers zu warten, bis ich Nachricht über den Vater wüßte. Ich geleitete sie zu den Leuten, deren Vater selbst nur durch eine kleine Unpünktlichkeit dem Tode entgangen war. Da sah nun meine Mutter und starrte aus dem Fenster, auf den Platz, wo man ihren Georg in die Reihen der Verbrannten legte . . .

Als ich wieder nach der Grube kam, wurde ich durch eine erregte Auseinandersetzung aufgehalten. Eine Stimme sprach aus dem Menschenmäuel. Ich ging näher und sah einen fanatischen Burschen unter aufgeregten Arbeitern heftig gestikulieren. Er sprach zu einem Pfarrer hinüber, höhnte ihn: Wo denn der liebe Gott der Barmherzigkeit gerade seine Aufmerksamkeit gehabt, daß er Tausende seiner Kinder mit einem Schläge dem Elend preisgab. Und warum das? Ob aller Schuld? Ja, das sage drüben der Pfaffe von dem andern Glauben, der katholische! Der rechne den armen Menschen ihre Schuld vor, die der liebe Gott in sein Buch eingeschrieben; die wurde nun mit einem Male einfaßiert. Was gelten dem die unschuldigen Kinderaugen, die zu ihm auffragen: Warum nahm uns der liebe Gott unsern Vater? — Ja, der weiß Antwort, der Seelenhirt: mit einem Wort schlägt er die törichte Frage tot: Gottes Wille! — Nun tragt euern Schmerz nach Haus, und wenn ihr die Arme gen Himmel werft, mit wilden Klagen den Himmel bestürmen wollt, daß er euch das Liebste unwiederbringlich geraubt, so schlägt euren Schmerz nieder mit dem Foch auf die Brust: Herr, dein Wille geschehe! — O, des Herren Wille geschehe ohne das Amt des Himmelsvermittlers. Da drüben huschten die schwarzen Kaplansröcke durch die Reihen, ob sie nicht bei einem noch ein Fünkchen Leben fänden, daß sie mit ihrem Sakramente den Todesweg erleichtern könnten. Nein, der Gott machte glatte Arbeit, er fragte

nichts nach den Sakramenten seiner Diener. Sechshundert Menschen nahm er auf einmal, ohne Beichte, ohne Kommunion, ohne letzte Ölung. Er nahm alt und jung, nahm Vater und Sohn, Katholik und Protestant, und nahm Mensch und Pferd. . .

So regte er die Menschen auf, und in manchen Augen sah ich eine Gotteswut und einen Gotteshohn aufleuchten, daß ich fürchtete, es käme hier zu einer Katastrophe. Ein Polizist näherte sich, um den Burschen zur Ruhe zu bringen. Während sich alles um ihn drängte, zupfte mich jemand am Arm und fragte, ob ich der Sohn des Steigers Lohmann sei. Ein alter Bergmann, mit dem trübweißen Gesicht voll blauer Pulverfede, sah mich traurig an: eben sei mein Vater gebracht worden. Ich lief sofort zur Grube, nach der Stelle, wo die erkannten Leichen aufgebahrt wurden. Schon regten sich dort die Hände einfältiger Liebe, den Toten Schmutz zu streuen auf das letzte Erdenlager; ein verklärter Schmerz wandelte mit leisem Schluchzen von Lager zu Lager. Ueber den Toten schimmerten die weißen Schildchen, eine Nummer darauf: sie waren zu einer Nummer geworden für die Zeit, da sich noch die Menschen um sie kümmerten.

Ich stand vor einer Bahre: Das ist er, hörte ich jemand sagen. — Ja, da lag er, bleich, von Kohlenstaub beschmukt, nicht so sehr verbrannt, ich erkannte ihn. Ich wollte mich ermannen, aber das Elend dieses Tages hatte mich so zermürbt, daß schon der geringste eigene Schmerz mir die Augen mit Tränen füllen mußte. Und hier lag mein Vater, so weinte ich in meine Hand. Als wäre ich von allem Leben abgeschnitten, kam es mir vor. Der Vater war tot. . .

Ich wurde plötzlich aufgeschreckt durch einen Disput zu meiner Seite. Dort hatte eine alte Frau ihren Sohn gebettet und weinte um den einzigen Ernährer. Ein junges Weib war vorbeigekommen und rief plötzlich: „Da liegt ja mein Mann!“ Die Alte glockte ihr verständnislos zu: „Das ist mein Josef!“ Die andere wurde ungeduldig und rief, es sei ihr Mann, sie kenne seine Kleider an den Fäden. Sie fuhr in den Klumpen hinein, wo die Tasche sah, zog ein Messer heraus, zeigte es der Alten: ob das ihres Josefs Messer. — Die schüttelte den Kopf. — Aber ihres Mannes Messer sei es. Da nahm die Alte die Decken und Tücher weg, sah noch einmal das verkohlte Gesicht an, das fremde, das sie solange mit Tränen beneht hatte, und sie ging von neuem auf die Suche nach ihrem Sohn, dem einzigen. Das junge Weib aber gab in harten Worten ihre Anordnungen, ohne auch nur eine Träne vergossen zu haben. Erst als ihr Mann als solcher aufgezeichnet, und sie ihn mit Tüchern gebahrt hatte, stellte sie sich vor die Leiche, als handelte sie nach einer Vorschrift, betete und weinte und schlug das Kreuz über den Toten.

Durch den Saal leuchteten Kerzen auf, Katholiken zündeten sie am Totenbett ihrer Angehörigen an, und der gelbe Schimmer huschte gespenstisch über die schwarzen verkohlten Gesichter der Toten. Und das Weten und das Gemurmel der vielen Menschen fand sich zusammen, glitt schauerlich durch den Raum. Vorn draußen aber drang von Zeit zu Zeit ein neuer Aufschrei durch die Fenster zu uns herein: jemand hat seinen Toten erkannt! — Der Förderkorb rasselte immer noch hinunter und brachte Tote herauf, aus der Kammer des Grauens.

Wer war schuld? Die Leichen blieben stumm, sie berichteten nur: Entsetzliches ist geschehen! Auch der Bergmann, der vor der Einfahrt die Straße befahren mußte, um die Wetter festzustellen, hatte sein Leben gelassen.

Die Nacht kam, die Menschen verließen sich und trugen das Beh über die ganze Landschaft, wie eine ungeheure Welle. Am Himmel stürmten die klöbigen Wolken einer Regennacht. Nichts hatte sich in der Natur verändert, alles ging dort seinen Gang, als pochten noch die sechshundert Herzen, die nun tot und still dalagen.

Im Saale glöste das Gaslicht, die Kerzen blinkten. Männer in der erdschwarzen Knappentracht, die Bergmannsköpfe mit dem Messinggeschlägel in der Hand, hielten die Totenwacht. Wacht — wem? Den verbrannten Knochen und Fleischstücken, die morgen nicht mehr sein werden als Grund und Erde.

Einige Tage danach sank der Schmerz an dem großen Kassen-grabe nieder. . . Die Seilscheiben über dem Förderkorb liefen wieder, und die Schale brachte neue Menschen in die Tiefe, neue Pferde. . . Das Leben holperte seinen Gang weiter.

## Aus der Werkstatt der Flugzeugbauer.

Von H. Woldt.

Der Kapitalismus hat die Findigkeit, sich solchen Erfindungen zuzuwenden, bei deren Verwirklichung ein Geschäft herauspringt. So gegenwärtig der Anfertigung der Flugzeuge. Die wichtigsten technischen Erfindungen der letzten Jahre, die Vorarbeiten und

Probefahrten, die gemacht worden sind, haben die Beweise erbracht, daß heute der Gedanke keine Utopie mehr ist, durch Luftballon oder Flugapparat für den Krieg neue Angriffs- und Verteidigungswaffen zu schaffen. Der Kapitalismus wirft sich deshalb auf diese Gebiete, und selbst Unternehmungen, die nicht unmittelbar mit dem Fabrikationszweig etwas zu tun haben, wenden sich diesem neuen Fach zu.

Ein Beispiel dafür ist die allgemeine Elektrizitätsgesellschaft. Diese Unternehmung gleicht heute schon einem Kolypen, der mit seinen Fabrikationsgeschäften in die verschiedensten Wirtschaftszweige eindringt. Die leitenden Männer der A. E. G. wittern in der Herstellung der Flugzeuge für Kriegszwecke ein lukratives Geschäft, und so ist in Henningsdorf bei Berlin eine „Flugtechnische Abteilung“ eingerichtet, deren Fabrikationszweck in der Herstellung der Kriegsflugzeuge, der selbstmäßigen Werkstattautomobile für Kriegsflugzeuge, der Wasserflugzeuge besteht. Außerdem hat man dort sogar eine Offiziersfliegerschule eingerichtet. Kapitalismus und Militarismus haben sich also hier zusammengefunden.

Im Sitzungsaal der A. E. G. wurde unlängst über die Fabrikation dieser flugtechnischen Abteilung vor geladenen Vertretern der Armes und Marine, der Diplomatie, der Wissenschaft, des Handels und der Industrie ein Vortrag gehalten. Dieser Vortrag des Oberingenieurs Stumpf, der jetzt im Wortlaut vorliegt, zeigt, daß systematisch von der A. E. G. darauf hingearbeitet worden ist, in der Ausbildung ihrer Flugzeuge die Anforderungen der Kriegsfachleute zu erfüllen.

Die flugtechnische Abteilung der A. E. G. wurde im Jahre 1910 gegründet. Um auf vorhandenen Erfahrungen weiter zu bauen, erwarb die Gesellschaft von der ihr nahestehenden Wrightgesellschaft Flugzeuge und Patentlizenzen.

Die Wrightmaschine genigte den militärischen Anforderungen jedoch nicht, da deren Tragfähigkeit infolge ihrer leistungsschwachen Motore (33 Pferdestärken) zu gering war.

Von der Firma Körting ist zu jener Zeit ein neuer Motor gebaut worden, der die Leistungsfähigkeit von 75 Pferdestärken besaß. Dieser Motor wurde in eine Zweideckerkonstruktion eingebaut. Der Motor lag vorn und trieb mittels Keite den vorn zwischen den beiden Tragflächen liegenden Propeller an. Hinten wurden die Sipe für die Injassen angeordnet. Alle Steuer, auch das Höhensteuer, wurden hinten angebracht.

Der Körtingmotor hatte ein ziemlich hohes Gewicht, nämlich 220 Kilogramm. Infolgedessen mußten die Tragflächen groß bemessen werden. Die gesamten Konstruktionen der Tragfläche wurden in Holz durchgeführt; trotzdem betrug das Leergewicht 850 Kilogramm. Die Geschwindigkeit belief sich auf 65 Kilometer in der Stunde.

In einem zweiten Körtingmotor wurde dann ein neuer Eindecker gebaut. Auf einem durchgehenden Rumpf ordnete man vorn Motor und Propeller an, hinten die Sipe für die Injassen und am Schwanz die Steuer. Der Rumpf wurde aber nicht aus Holz, sondern aus gezogenem Stahlrohr angefertigt und dieses Stahlrohr autogen geschweißt. Es war die erste Anwendung von Stahlrohren statt Holz im Flugzeugbau; das Flugzeug entwickelte 80 Kilometer Geschwindigkeit pro Stunde.

Und nun können wir bei der weiteren Entwicklung auch dieser A. E. G.-Maschinen verfolgen, wie in der Ausbildung des besten Flugzeuges zwei Aufgaben zu bewältigen versucht wurden: die Erhöhung der Arbeitsleistung am Motor bei Verminderung seines Eigengewichts und die Verminderung des Gesamtgewichts für das Gestell bei Erhöhung seiner Stabilität, seiner Belastungssicherheit.

Für die jetzt durchgeführten Konstruktionen bildete ein Vierzylinder-Flugmotor der „Neuen Automobil-Gesellschaft“ die Grundlage der neuen Konstruktion. Dieser Motor wog nur 180 Kilogramm bei einer Leistung von 95 Pferdestärken. Mit dieser Maschine wurde im November 1911 der erste Flug ausgeführt. Die Ergebnisse der Probefahrten wurden genau beobachtet und berechnet. Zahlen regieren ja auch hier die Welt des Technikers, und der Erfolg der Neukonstruktion konnte nur daran liegen, eine größere Geschwindigkeit und eine größere Tragfähigkeit gegenüber den alten Konstruktionen zu erreichen. Das ist auch der Fall gewesen. Die Geschwindigkeit konnte von 65 auf 92 Kilometer pro Stunde hinaufgetrieben, die Tragfähigkeit von 15 Kilogramm auf 27 Kilogramm pro Quadratmeter Tragfläche erhöht werden. Gleichzeitig sank das Gewicht von 850 Kilogramm auf 650 Kilogramm und die Spannweite von 17,5 auf 15,5 Meter.

Das gesamte Flugzeug ist also in seinen äußeren Dimensionen verkleinert, im Gesamtgewicht erleichtert und in der Arbeitsleistung und Tragfähigkeit gesteigert worden.

Die Maschine hat natürlich eine große Zahl von Flügen ausführen müssen, dabei sind mancherlei Unfälle vorgekommen, und jeder Flugsturz mußte wieder als Untersuchungsmaterial für die Brauchbarkeit des Flugzeuges dienen.

Wichtig für diese Untersuchungsarbeiten sind die Erfahrungen mit den Stahlkonstruktionen gewesen. Es lag die Befürchtung nahe, daß man, indem der Rumpf statt aus Holz aus Stahl ausgeführt wird, nun ein höheres Eigengewicht des Tragkörpers herauskommen würde. Es ist möglich geworden, das Gesamtgewicht eines Stahlrumpfes auf 70 Kilogramm zu reduzieren, und es zeigt

der Vergleich, daß ein Rumpfkörper aus Holz ungefähr das gleiche Eigengewicht notwendig macht. Die A. E. G. hat deshalb jetzt alle ihre Einrichtungen dem Fabrikationsziel angepaßt. Holz als Material für den Rumpfkörper weitgehend auszuschalten.

Für die Stahlrohre, die autogen geschweißt werden müssen, war aber auch eine notwendige Sicherheitsgarantie zu schaffen. Es sind Druckproben mit Maschinen ausgeführt worden, man hat Belastungsversuche angestellt.

Das Flugzeug wurde umgekehrt und mit den Rädern nach oben auf Böden gelegt. Die Flügel wurden derart mit Sand beschüttet, daß sie den Beanspruchungen im Flug entsprachen. Nach und nach wurde soviel Sand aufgebracht, bis die Maschine zusammenbrach. Die Sandlast wurde gewogen, mit dem Maschinengewicht verglichen; das Zahlenverhältnis zwischen Sandlast und Maschinengewicht stellt nun den sogenannten Sicherheitsfaktor dar.

Die in Gegenwart einer militärischen Kommission gemachten Versuche ergaben eine 3,85 fache Sicherheit. Die neuesten Maschinen sind heute in einer sechsfachen Sicherheit konstruiert und als Militärtyp anerkannt und eingeführt worden.

Was an diesen nüchternen Zahlen aus der Werkstatt des Flugzeugbauers demonstriert werden kann, ist das Bestreben, mit den besten Mordwaffen an die Regierungen heranzukommen und die Fabrikate zu Gewinnpreisen verkaufen zu können. Auch die A. E. G. erweitert ihr Arbeitsfeld und tritt auf dem Gebiet der Flugzeuganfertigung für Kriegszwecke als kapitalstarker Mitbewerber in die Reihe der Rüstungslieferanten ein.

## Kleines Feuilleton.

### Altertumskunde.

Ein viertausendfünfhundert Jahre alter Gesang. Im Ruinenfeld von Nippur in Mesopotamien ist bei den umfassenden Ausgrabungen, die von Amerikanern dort ausgeführt worden sind, ein Zylinder mit einer Inschrift gefunden worden. Dieser Tongylinder war ursprünglich etwa 16 Zentimeter lang und maß etwas über 10 Zentimeter im Durchmesser. Er war mit 10 Schriftreihen, deren jede etwa 2 Zentimeter Breite einnahm, bedeckt. Die eine Seite des Zylinders aber mit samt 8 dieser Schriftreihen ist leider abgebrochen, doch konnten noch 7 Stücke davon gefunden werden. Leider sind durch die bröcklige Beschaffenheit des Tons auch noch andere Teile der Inschrift unleserlich geworden. Dennoch hat die genaue Untersuchung dieses Fundstücks durch Dr. Barton ein sehr beachtenswertes Ergebnis geliefert. Zunächst wurde festgestellt, daß die Sprache rein sumerisch ist und daß der Zylinder nach der Art der Schrift aus der Dynastie von Agade stammt, die zwischen 2800 und 2600 vor unserer Zeitrechnung herrschte. Das Alter dieser Urkunde ist also auf wenigstens 4500 Jahre zu schätzen.

Zweck und Inhalt der Inschrift lassen sich nur noch teilweise entziffern. Wahrscheinlich war das Stück ein sogenannter Gründungszylinder, wie er bei Grundsteinlegungen verfertigt wurde. Außerdem macht die mehrfache Erwähnung einer Krankheit wahrscheinlich, daß die Stadt Nippur damals von einer Pest heimgesucht gewesen war. Besonders beachtenswert sind einige im Zusammenhang erhalten gebliebene Stellen, die von Dr. Barton in einem Vortrag vor der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft in Uebersehung mitgeteilt wurden. Sie sind eine Art von Naturhymnus, mit religiösen Betrachtungen durchwoben. Der Name des Erbauers des Tempels, dem dieser Zylinder geweiht wurde, und der Name des Verfassers der Inschrift sind mit den abgebrochenen Teilen verloren gegangen. Eine längere Versfolge lautet dann folgendermaßen:

Der Herr der Dunkelheit wacht über den Menschen.  
Der Herr des Lichts wacht über den Menschen.  
Der Herr des Lebens wacht über den Menschen.  
Der Herr des Heiligens wachet über den Menschen.  
Er befördert das Wachstum des Korns für deine Tiere.  
Gott ist dem Menschen günstig. —

Die folgende Stelle zeigt, daß die Bewohner von Nippur einen guten Trunk zu würdigen und auch mit schwungvollen Worten zu preisen mußten:

Das Auge des Weins hat 36 000 Oeffnungen.  
Sein helles Auge hat hohen Glanz.  
Gleich der Gottheit, der großen Mutter.  
O unsere Frau, die Mächtige, die glänzende Gottheit.  
Unausprechlich ist die Fülle deiner Pflanzen.

Eine weitere Stelle nimmt auf die erwähnte Seuche Bezug. Darin ist von einer feurigen Tafel die Rede, die als Schutz gegen die Krankheit betrachtet wurde, und die Götter Istar und Ea werden zum Schutz angerufen. Eigentümlich, aber auch aus der hebräischen Poesie bekannt, ist die schon in den ersten Versen auffällige Wiederholung derselben Worte. So wird der Gott Enil, der die feurige Tafel brachte, immer wieder mit den Worten gepriesen: „Als ein Schützer entfernte er die Krankheit.“ Diese Tat wird einer Art von Beschwörung zugeschrieben, und Enil erklärt: „Gegangen ist die Seuche vom Antlitz des Landes.“